

„Momentan haben wir den Käfer im Griff“

Im Forstamt Flossenbürg ist trotz eines dramatischen Anstiegs befallener Bäume die Lage noch unter Kontrolle

von Thorsten Schreiber

In der Natur passieren oft Dinge, die man nicht beeinflussen kann. So wie im vergangenen Sommer. Durch die Trockenheit mussten Waldarbeiter des Forstamts Flossenbürg in der nördlichen Oberpfalz 13.500 Festmeter Käferholz einschlagen. Das entspricht einer Fläche von 20 bis 30 Hektar Wald. Dramatisch ist dieser Anstieg im Vergleich zu 2002, als es nahezu keinen Käferbefall zu verzeichnen gab. Mit einer Prognose für dieses Jahr will sich Norbert Zintl, VL am FoA Flossenbürg, vorerst zurückhalten. Durch ein relativ nasses Frühjahr hatten er und seine Kollegen bisher Glück. „Wir haben die Käfergeschichte derzeit im Griff“, meint der Forstoberrat.

„Käferkalamitäten kommen und gehen“ und Käferholz habe es auch schon immer gegeben. Das derzeitige Ausmaß an Schäden haben die Brüder Johann und Michael Plödt in über 40 Jahren als Waldarbeiter für das Forstamt Flossenbürg aber noch nicht erlebt.

In seinen 25 Jahren Dienstzeit glaubt Revierleiter Ernst Müller allerdings, sich an eine ähnliche Situation im Sommer 1993 erinnern zu können. Die Plödt-Brüder wollen das aber nicht so recht glauben und widersprechen: „Leute, so schlimm wie 2003 war's noch nie“.

Durch den Wassermangel sind viele auch äußerlich völlig gesund erscheinende Bäume einfach zu geschwächt, sind nicht mehr so schwer und fallen beim Abholzen daher auch „nicht mehr so leicht um“. Auch die Qualität sei „nicht mehr so wie früher“, meint Michael Plödt.

Die Probleme Schädlingsbefall und trockenes Holz wirken sich natürlich auch auf den Preis aus. Der Preis für frisch befallenes Käferholz aus dem Staatswald lag laut Diplom-Forstwirt Vallaster, Holzhändler aus Kelheim, Anfang des Jahres bei 40 bis 45 Euro pro Festmeter. Dagegen kostet Fichtenlangholz zur Zeit im Schnitt 60 Euro, Fichtenfixlängen 45 bis 60 Euro pro Festmeter.

Auch bei der Papierherstellung können Probleme auftauchen. Ein Raummeter frisch gefälltes Holz zur Papierherstellung wiege derzeit statt normalerweise gut 620 Kilogramm pro Raummeter nur mehr um die 570. Papierfabriken wie MD-Papier in Plattling, die hochwertige Produkte herstellen, benötigten ein Mindestgewicht von 550 Kilogramm.

Wird dieser Grenzwert unterschritten, müssten angeliefertes Holz bewässert und bei der Produktion mehr Bleichmittel eingesetzt werden. „Beides erhöht die Produktionskosten“,

sagt Vallaster.

Einen „Vorteil“ hat jedoch das trockene Holz: Da die Bäume kaum noch Harz enthalten, verschmutzen die Schutzhosen der Arbeiter nicht mehr so stark. Aber natürlich sind die Männer mit dieser Lage nicht glücklich. „Uns gefällt das freilich nicht, aber man kann's eben nicht ändern“, zuckt Michael Plödt mit den Schultern.

Einzigste Möglichkeit zur Bekämpfung des Käfers sei, befallene Bäume möglichst schnell zu entfernen und die Nester der Schädlinge zu entfernen. Und verwerten, was noch zu verwerten ist. Unbrauchbares Material wird vor Ort zerhäckselt, durch die entstehende Gärungswärme gehen Buchdrucker, Kupferstecher und Co. ein.

„Wenn die Natur nicht mitspielt, wird der Mensch der Plage nicht mehr Herr werden“, meint Johann Plödt. Früher, als noch die chemische Keule geschwungen wurde, da hatte der Käfer „noch Respekt vor der Spritze“, fügt er hinzu. Doch heutzutage würden solche Mittel nicht mehr eingesetzt, betont Manfred Schwanitz, der auch schon 20 Jahre im Wald arbeitet.

Nach so langer Zeit geht auch ein bisschen der emotionale Bezug zum Lebewesen Baum verloren. „Man stumpft schon in gewisser Weise ab“, gibt Schwanitz zu. Johann Plödt ergänzt: „Wenn's mein eigener Wald wäre, würde ich wohl schon anders denken.“ Nur in Jungbeständen, wo die Bäume vielleicht erst 20 Jahre alt und schon mit Käfern befallen sind, haben die Männer noch so etwas wie Bauchschmerzen beim Abholzen.

Eine Prognose für das laufende Jahr wollten die vier Forstwirte ebenfalls nicht wagen. Im Wald könne man nur bedingt planen. Niemand weiß genau, wie viele Käfer sich noch in den Wäldern verborgen haben. Mutmaßungen und Schätzungen würden nicht weiterhelfen, „wenn etwas passiert, muss man schnell reagieren“, erklärt Zintl. Aber: „Momentan haben wir den Käfer im Griff“, sagt Schwanitz.

Die weiblichen Käfer haben sich gerade eingebohrert und ihre Eier abgelegt. Man müsse nun bis Mitte, Ende Juni warten und sehen, „wie sich die Sache entwickelt“. Aber berechenbar sei die Lage nicht. Das Quartett verweist aber auf einen Waldabschnitt, den sie im Herbst ausgeräumt hatten. Aber im Frühjahr war der Käfer schon wieder da.

Das Gebiet des Forstamts Flossenbürg hat eine Gesamtfläche von über 45.000 Hektar. Davon sind 16.526

Hektar Wald, 38 Prozent Staatswald, 54 Prozent Privatwald sowie acht Prozent Gemeinde-, Stiftungs- und Körperschaftswald. 69 Prozent der Bäume im Staatswald sind Fichten, die den Käfern besonders gut schmecken. Zur Neuaufforstung soll daher vermehrt auf Mischwald umgestellt werden.

In den ersten vier Monaten dieses Jahres gab es demnach bereits 4.000 Festmeter Käferholz. Von den 50.000 bis 60.000 Festmetern, die pro Jahr im Forstamtsbereich planmäßig eingeschlagen werden, war 2003 rund ein Viertel vom Käfer befallen.

Sehr betroffen sei vor allem das Gebiet an der Grenze zur Tschechischen Republik mit Flossenbürg, Neuenhammer und Waidhaus. Der Boden ist dort relativ flachgründig, die trockenen Granitkuppen bieten den Bäumen wenig Wasser. Problematisch sei die Situation vor allem an sonnenexponierten Südhängen und auf Granitböden, erklärt Zintl.

Aber auch „Wälder, die normalerweise sehr gut mit Wasser versorgt sind“, hätten enorm unter der Dürre im vergangenen Sommer gelitten.

Schwierig ist die Schädlingsbekämpfung oft in Privatwäldern. Denn „der Käfer macht nicht halt vor Besitzungsgrenzen“, stellt der Leiter des Forstamtes Flossenbürg, Gotthard Cygorek, fest. Die Käferproblematik

ist über den gesamten Forstamtsbereich verteilt. Aufgabe des Besitzers – egal ob Staat oder Privatperson – sei, seinen Wald zu kontrollieren und Borkenkäfer nötigenfalls zu entfernen. Komme ein Besitzer seinen Pflichten nicht nach, drohe ein Bußgeld bis zu 25.000 Euro. Bisher sei das zwar in seinem Forstamt noch nicht der Fall gewesen, versichert Cygorek. Aber ein zu einem Problem könnten irgendwann die so genannten urbanen Waldbesitzer werden, die nicht mehr vor Ort wohnen.

Zur Aufklärung der Waldbauern veranstaltet das Forstamt regelmäßig Schulungen. Dort empfehlen Fachleute, welche Bäume wo am besten wachsen und geben ökonomisch und ökologisch vertretbare Ratschläge. Bisher ist diese Strategie der „bürgerfreundlichen und unbürokratischen Information, um Zwangsmaßnahmen zu vermeiden“ auch aufgegangen, meint Cygorek. Voraussetzungen seien allerdings „hohes Engagement der Privatwaldbesitzer und passionierter Einsatz der Forstbeamten“.

THORSTEN SCHREIBER ist freier Journalist in Flossenbürg

Auffälliger Pilz wurde aus Australien eingeschleppt

Fünf Meilen gegen den Wind...

von Markus Blaschke

Bei einem Waldspaziergang an einem schönen Herbsttag drängt sich ein widerlicher Aasgeruch in die Nase. Weit und breit keine Kläranlage, keine Müllkippe, kein Landwirt der seine Felder düngt. Die Ursache ist ganz natürlich. Verantwortlich sind der exotische Tintenfischpilz und seine beiden heimischen Verwandten, die Stinkmorchel und die Hundsrute aus der Ordnung der *Phallales* (*Phallus* griech.: „gestrecktes männliches Glied“).

Die Fruchtkörper dieser Pilze entwickeln sich zunächst im Inneren eines sogenannten „Hexeneis“, das sich auf dem Waldboden oder an stark verrottendem Totholz entwickelt. Unter einer glibbrigen Außenschicht befinden sich ein oder mehrere zusammengestauchte Träger der Fruchtschicht. Das reife Ei platzt auf. Eine schwarzgrüne, schleimige Fruchtschicht wird an der Innenseite der roten, porösen Arme des Tintenfischpilzes (*Clathrus archeri*) in die Höhe gehoben. In dieser Phase wird der im Namen steckende Zusammenhang zwischen dem Pilz und dem Meeresbewohner jedermann



(siehe auch Titelfoto)

deutlich. Bei Spitzmorchel und Hundsrute hängt die Fruchtschicht an der Spitze eines weißen Stiels. Der ausströmende Gestank zieht Fliegen und andere Insekten an, die sich an der Fruchtschicht laben, dort die Sporen aufnehmen und so den Pilz weiter verbreiten.

Der Tintenfischpilz wurde vermutlich zu Anfang des 20. Jahrhunderts aus Australien nach Mitteleuropa eingeschleppt. Die Fundmeldungen seit dem ersten Weltkrieg zeigen eine Ausbreitung von den Vogesen über den Schwarzwald bis in den Bayerischen Wald und an die Ostsee.

Heute ist der Pilz, der sich von der Laubstreu ernährt, in ganz Bayern verbreitet.

Literatur

KRIEGLSTEINER et al. (2000): Die Großpilze Baden-Württembergs, Ulmer Verlag, Stuttgart

SCHMID & HELFER (1995): Pilze, IHW-Verlag, Eching

MARKUS BLASCHKE ist Mitarbeiter im Sachgebiet V (Waldökologie und Waldschutz) der LWF
